

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 17

Artikel: Venezianer Glas
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umstand zugeschrieben wurde, daß während der Schulpausen im Kreis der Kinder nicht die Friedensspeise, sondern eben der Harz-„schigg“ von Mund zu Mund ging.

In einem Land, wo an den Bäumen nichts Eßbares wächst, wo die armselige Weißdornbeere, die nur Haut und Knochen hat, „poire à bon dieu“ heißt, ist es gegeben, daß man sich an dem schadlos beißt und kaut, was die Natur bietet. Da waren, an den Stämmen der im Jura in mächtigen Wäldern vorkommenden Rottanne, die Harztropfen, denen wir nachgingen. Sie durften weder zu frisch, das heißt flüssig und klebrig, noch zu alt, das ist hartkristallisiert sein, sondern im goldenen Mittelstadium einer haselnußgroßen, ambrakollen Träne, die dem Zahn gerade noch nachgibt und sich nach kurzer „Behandlung“ in die zuerst gelbliche, dann rosafarbene gefügte, würzige Pasta verwandelt, die uns sämtliche Früchte des Unterlandes ersetzen mußte. Ausgelaugt und ausgequetscht, verliert sie nach ungefähr einer Stunde Farbe und Geschmack und wird fortgeworfen. Wird man aber in der lieben Betätigung irgendwie unterbrochen, weil Essenszeit ist, oder die Schule angeht, so steckt man das Ding in die Hosentasche, wo es wieder hart wird und unbegrenzt lang herumgetragen werden kann. Es ist daher auch ein beliebtes Tauschobjekt, wobei man bitteren Überraschungen ausgesetzt ist, so wenn nach sachgemäßem Ankauen die Masse statt weich und elastisch brüchig wird und einem den Mund mit knirschendem Gries füllt.

Unter den Liebhabern aber ließen sich nicht wenige in ihrer Kaumuskelgymnastik und Zahnfleischmassage überhaupt nicht stören. Ja, es war uns ein Sport und galt als heldenhaft, vom Lehrer unbemerkt, während des Unterrichts weiter zu „schiggen“. Der Tricks waren da viele, wenn man zum Lesen oder Aufpassen drankam, um die verbotene Frucht zu verheimlichen: Zusammen-

geballt kam die Masse auf oder zwischen, auch in die Stoßzähne, platt ausgewalzt klebte man sie an den Gaumen oder schob sie, wie ein falsches Gebiß unter die Oberlippe. Sicherer noch war's, den „Schigg“ unbemerkt herauszunehmen und unten an der Tischplatte, am Pfosten der Bank anzupressen, wo man ihn wieder fand, wenn die Gefahr vorüber war. Einer unserer Lehrer, ein ausgemachtes Original und ausgezeichnete Pädagoge, war ganz besonders scharf darauf, uns das Wiederkäuen auszutreiben. Er hatte hiezu, außer scharfgeübtem Aug und Ohr, ein ganzes Register von Kriegslisten ausgebildet: unschuldiges Anpörschen, überraschende Pirouetten, verfängliche Fragen, und vor allem eine unfehlbare Such- und Extraktionsmethode. Wie der Blitz steckte er, ehe man es sich versah, den Zeigefinger in den Mund des Schuldigen, und häfelte, eins zwei, das corpus delicti heraus. Zur Strafe wurde einem der Gaumen mit Kreide eingerieben, die der Schreckliche vorsorglich an den Finger gestrichen hatte. Außer dem räuspernen und spuckenden Opfer war uns die Exekution jedesmal ein Hauptspaß. Schon dieser ulkigen Szenen wegen könnte ich nie vergessen, daß auch ich Harz gekaut habe und somit zu den Erfindern des Kaugummi gehöre, obschon ich jetzt noch kein Tiroler bin.

Ob diese, allen mit Rottannen bewaldeten Berggebieten wohl gemeinsame, überall spontan aus den selben Gegebenheiten entstandene Sitte in meiner Heimat noch lebt, weiß ich leider nicht. Ich müßte schon meinem alten Lehrer schreiben. Er würde allerdings einen Schübel herauslachen über die Tiroler, die sich bei uns rühmen dürfen, die Erfinder der amerikanischen Kaugummimode zu sein, und kopfschüttelnd sagen:

„Je vous l'ai toujours dit: Nul n'est prophète en son pays!“ (Ich hab's euch ja immer gesagt: Keiner ist Prophet im eigenen Lande!)

E. P.

Venezianer Glas.

Von Fritz Müller.

Unverwundlich schien er. Jetzt war er weit schon in den Sechzigern, und mit tausend kleinen Fältchen war sein Angesicht bedeckt. Und war doch jung geblieben, der Professor Kron. Schon als ich in die Schule ging, hatte er dies sonderbare Antlitz. Als ob tausend Sprünge drüberhin gegangen wären. Aber Sprünge, die

nur einen kleinen Ansaß hatten, „Krack!“ mit leisem Knall begannen und sich dann besannen — „hm, lieber nicht,“ und dann nicht weiter sprangen. So kam es, daß Professor Kron's Gesicht nicht vor der Zeit zersprungen war. Und auch nicht nach der Zeit. Denn jetzt trat er schon die Altersgrenze an, wo nicht nur Sprünge,

sondern tiefe Risse durch den ganzen Menschen gehen — klaffend offen, aufgeriss'ne Türen für Verfall und Tod.

Nichts von dem bei Kron. Mitten aus dem zerfäلتelten See blickten zwei ungebrochene Augen.

„Wie hat er's nur angestellt?“ sagte Doktor Brüstlein.

„Und dabei hat ihn doch das Leben nichts weniger als verschont,“ sagte Assessor Sendtner.

„Soviele Hiebe, Stiche, Keulenschläge sind nicht leicht auf einen Mann gekommen, wie auf Professor Kron,“ setzte Oberlehrer Rib hinzu.

Und wir mußten daran denken, daß ihm seine Kinder nach der Reihe starben, daß er schwere Kämpfe mit Kollegen hatte und Prozesse führen mußte, daß er zweimal sein Vermögen fast verlor, daß ihm seine Gattin starb im Irrenhause, daß ihn ein halb Duzendmal schwere Krankheit packte — und das war nicht alles auf der langen Schicksalsrechnung, die ihm alle Nasenlänge präsentiert ward.

„Spuren von allem hat er ja im Antlitz,“ sagte Doktor Brüstlein wieder.

„Indes es sind nur kleine feine Kraker, weiter nichts,“ meinte Assessor Sendtner.

„Fast wie auf Glas die Sprünge, die man abgebohrt hat,“ sagte Oberlehrer Rib.

„Abgebohrt?“ schaltete ich ein.

„Ja, haben Sie das noch nicht gesehen an den Auslagscheiben: wenn da vom Rand ein Sprünglein einreißt, bohrt man ein kleines, freisundes Löchlein an den Kopf des Sprunges, in das er mündet und ertrinkt. So hält die Scheibe dann noch ewig.“

„Sie meinen also“, sagte der Doktor, „auch der Professor Kron habe sich seine schmerzlichen Erfahrungen, kaum daß sie in sein Leben sprangen, abge — abge — wie sagten Sie doch?“

„Abgebohrt,“ wiederholte der Oberlehrer.

„Ja — also abgebohrt; so konnten sie nicht weiter reißen. Und er blieb, der er war, der unverwüstliche Kron.“

„hm, ein gutes Mittel,“ sagte nachdenklich der Assessor, „wenn die Sorgen kommen, und die Schmerzen — rasch ein Löchlein vorgebohrt, worin sie allesamt ersaufen. Freilich, jeder kann das nicht. Es gehört Talent dazu, die Sorgen nicht auspuffen zu lassen, sie zu — unterschlagen sozusagen, eh sie recht zu wirken angefangen.“

„Im Grunde genommen ist es ein — Be-

trug,“ scherzte der Doktor, „ein Betrug der Schmerzen.“

„Aber Schmerzen sind ein Teil von der Natur,“ sagte der Oberlehrer ernst, „und die Natur läßt sich nicht betrügen.“

„Sie meinen also“, sagte ich, „auch Professor Kron hätte eines Tages die ganze aufgeschobene Rechnung mit einem Male zu bezahlen?“

„Allerdings.“

„Das wäre schrecklich.“

„Nicht schrecklich, sondern nur natürlich. So natürlich, wie zum Beispiel Venezianer Gläser springen und zu Staub zerfallen, wenn sie einen bestimmten kleinen Stoß bekommen.“

„Venezianer Glas — was ist das?“ sagte der Assessor.

„Haben Sie noch nie jene merkwürdigen Fläschchen gesehen — sie gelten auch als Scherzartikel —, die man in den Glasfabriken von Venedig herstellt?“

„Nein — wie sehen Sie aus?“

„Sie sind über und über mit hunderttausend feinsten Sprüngen bedeckt, die bei der Herstellung durch ein besonders rasches Abkühlungsverfahren entstanden sind. So viele sind der Sprünge, daß die Fläschchen fast wie Schnee aussehen an der Oberfläche. Aber das Fläschchen bleibt ganz. Die Sprünge springen nicht zu Ende. Von Hand zu Hand gehen diese Fläschchen. Jahrelang stehen sie auf Sims, immer gleich und scheinbar unverwüstlich. Bis eines Tages ein bestimmter Stoß sie trifft — es kann ganz wenig sein: ein hartes kleines Sandkorn, das in das Fläschchen fällt, ja, ein bestimmter Ton, der von einem Musikinstrumente durch das Zimmer schwingt und auf das Fläschchen trifft — und dann...“

„— und dann?“ wiederholten wir gespannt und beugten uns über den Stammtisch zu dem Erklärer hin.

„— und dann ertönt ein leiser Knall, und das Fläschchen ist verschwunden.“

„Verschwunden? Wohin verschwunden?“ sagte der Doktor ungläubig.

„Zu einem feinen Pulverstaub zerfallen,“ sagte der Oberlehrer ruhig, „der auf dem Sims liegt.“

„Können Sie uns einmal ein solches Fläschchen —?“

„Pst!“ sagte der Oberlehrer, „da kommt er.“

„Wer?“

„Professor Kron.“

Es war wirklich der Professor Kron. Wie immer setzte er sich an unsern Tisch. Wie immer blühte er vergnügt mit seinen hellen Augen im Kreise herum. Wie immer führte er die Unterhaltung. Mir schien es, als wäre er heute aufgeräumter als je. Fast lärmend fröhlich. Ein wenig gezwungen sogar. Es wurde mir erst später klar: er suchte irgend etwas zu betäuben. Vielleicht, daß er von einer Enttäuschung herkam, von einem Ärger...

„Herr Professor,“ sagte der Assessor, „ich habe Ihr Buch über die Wanderinstinkte der Zugvögel gelesen. Aber ich kann Ihrer Theorie nicht beipflichten —“

Professor Kron wurde ein wenig rot auf der Stirne. Seine Zugvögellehre war ein Steckpferd von ihm, dem er Jahre seines Lebens gewidmet hatte.

„Sehen Sie“, fuhr der Assessor fort, „das sind meine eigenen Beobachtungen als Vogelfreund, die Ihrer Lehre schnurstracks widersprechen...“ Und nun begann er ein Gebäude von scharfsinnigen Widerlegungen aufzuführen, die er offenbar vorbereitet hatte. Scheinbar ruhig hörte der Professor zu. Aber ich sah den roten Fleck auf seiner Stirne größer werden. Hastiger als sonst trank er aus seinem Rotweinglas.

Eben holte der Assessor zu seinem letzten Einwand aus, auf den er offenbar das größte Gewicht zu legen schien — eben griff Professor Kron wiederholt nach seinem Glas, in dem der

Wein schüttelte — da ließ am Tische hinten der Kellner aus Unachtsamkeit einen ganzen Stoß voll Teller auf den steinernen Boden fallen, daß es klirrte und daß wir erschrocken von unsern Sätzen an dem Stammtisch fuhren.

Nur Professor Kron blieb sitzen. Er hatte das Weinglas noch in der Hand. Es zitterte und neigte sich auf die Seite; Wein floß heraus; jetzt entfiel es dem Professor. Wir sprangen zu, um ihm zu helfen. Aber wir sahen sein Gesicht plötzlich zusammenfallen. Der Kopf schlug nach hinten über. Der Professor sank vom Stuhle. Er war tot.

„Was für eine fürchterliche Sinnlosigkeit des Lebens,“ sagte Doktor Brüstlein, als wir erschüttert nach Hause gingen, „wegen eines Haufens zerbrochener Teller...“

„Es handelt sich ja nicht um Teller“, sagte ich, „habt ihr denn nicht den Assessor fortschleichen sehen? Der glaubt nun gar, daß er mit seinem Angriff auf das Buch...“

„Alles das ist falsch“, sagte der Oberlehrer; „keiner ist dran schuld, der Kellner nicht und der Assessor nicht —“

Er blieb stehen.

„Sahst ihr denn nicht sein Antlitz?“ fuhr er fort, „sein Antlitz, als er tot am Boden lag?“

„Gewiß“, sagte ich, „es war — es war ganz zusammengefallen, wie — wie —“

„— wie Venezianer Glas,“ ergänzte der Oberlehrer.

Bücherschau.

Rudolf von Tavel: „Der Donnergueg.“ E Liebesgeschichte us stille Zyte. Einband von Frik Trappelet. Volksausgabe in Lwd. Fr. 4.80. M. Francke M.-G., Bern.

In der Reihe der Tavel-Volksausgaben bringt der Verlag Francke als neuesten Band die Erzählung „Der Donnergueg“. Eine feine, stille Geschichte aus einer Zeit, für die man den Ausdruck „vor hundert Jahren“ anwenden möchte. Stimmt es nicht genau nach der Zahl, so doch nach der idyllischen und empfindsamen Stimmung. Die ersten Eisenbahnen rollen durchs Land, und die junge Universität Bern beginnt zu erstarken, die Frauen aber tragen immer noch Krinolinen und Spitzenhöschen, und die männliche Jugend ist von der Romantil der neapolitanischen Söldnerdienste hingerissen, in denen das alte, wuchtige Landsknechtum der Schweizer seine letzte Blüte treibt.

Und der „Donnergueg“ selber? Man könnte ihn auch Herzkäfer oder Himmelskügelchen nennen; denn es ist Annemarie Sunnefroh, ein liebes, kluges Ding mit einem mitleidigem Gemüt, eins der freundlichsten Mädchenbilder, die Tavel gezeichnet hat.

Karl Friedrich Kurz: „Die Königin von Hinda“ „Kongshella“. Gute Schriften Basel, Freiestraße 107.

Unser in Norwegen lebender Landsmann, K. Fr. Kurz, stellt in diesem Heft Menschen vor uns hin von großer Urwüchsigkeit. Beheimatet in Norwegen, haben sie alle ein eigenartiges Gepräge.

„Die Königin von Hinda“, die Krämerin der kleinen Insel, beherrscht alle Bewohner. Wer ihr nicht paßt, wird einfach kalt gestellt. Sie zeigt sich auch dem neuen Lehrer gegenüber als Herrscherin. Es heißt freilich von ihm: „Er war ein Mann, der nach Aufgaben dürstete, nach Hindernissen und nach Schwierigkeiten“. Doch an dem, was ihm die Königin von Hinda entgegenstellt, zerbricht er.

In der zweiten Geschichte „Kongshella“ entfacht sich ein erbitterter Streit um ein paar unschuldige Apfelbäumchen. Drei befreundete Familien entzweien sich gründlich, aber über allem Geschehen liegt der Zauber des seltsamen Landes, und der Leser steht unter dem Bann dieser Menschen.